

Unverkäufliche Leseprobe



**Hans Joachim Kreutzer
Heinrich von Kleist**

128 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-61240-4

I. Einleitung

Der Dichter Heinrich von Kleist ist mehrmals von neuem und in unterschiedlichen Rollen auf der Bühne des literarischen Lebens erschienen. Zu seinen Lebzeiten galt er als bemerkenswertes Talent, seinem persönlichen Auftreten nach als unstet, wo nicht exzentrisch. Seine Dichtungen wurden immer wieder, und das bis heute, unter Vorzeichen aufgenommen, die nicht miteinander zu vereinen waren. Die zeitgenössischen Äußerungen über ihn, Rezensionen etwa, in denen wahre und angemessene Wertschätzung zum Ausdruck kam, überwogen deutlich. Seine Dramen aber, vielfach als der bedeutendste Teil seines Schaffens angesehen, brachte man so gut wie nicht auf die Bühne, die antikiisierenden als letzte, obwohl sie zu seinen Lebzeiten literarisch am ehesten gewürdigt worden waren. Die «Entdeckung» Kleists vollzog sich in einem langsamen Prozess. Zu bleibender Berühmtheit gelangte er um die Zeit von deutsch-französischem Krieg und Reichsgründung, unter einem vereinseitigenden Vorzeichen, nämlich durch direkte Gleichsetzung der Römer in Kleists *Herrmannsschlacht* mit den Franzosen als dem Erbfeind. Im Werk Kleists erscheint jedoch lediglich Napoleon als Verkörperung des Bösen, diese von allerdings endzeitlichem Format. Seither ist Kleist immer wieder als Spielball einander widersprechender Ideologien benutzt worden, vielfach durch politische Instrumentalisierung. Der sachlich und würdig formulierte Gründungsauftrag der früheren Kleist-Gesellschaft, Februar 1922, schließt unvermittelt und ohne Zusammenhang mit dem Satz: «Zu Kleist stehen heißt deutsch sein!» Kleists Dichtung war aber ihrer ganzen Substanz nach europäisch. Kein Denker hatte für ihn größere Bedeutung als Jean-Jacques Rousseau. Die Literaturästhetik im deutschen Sprachraum war um 1800 an ihrer Basis von Kategorien Goethes geprägt, zu denen Kleist nach Alternativen bisweilen fast zu suchen schien. Auch bei der Nachwelt

standen überwiegend solche Dichter in Geltung, denen die allgemeine Achtung schon im Zeitalter von Klassik und Romantik sicher gewesen war. Das setzte Vorbildlichkeit voraus. Die aber hatten in traditioneller Deutung Geistes- und Gemütskranke, Mörder und Selbstmörder nicht aufzuweisen. In die Walhalla gelangten weder Hölderlin noch Kleist.

Die vielfach unglücklichen Geschehnisse, die Kleists Werk bis in unsere Gegenwart durchlebt hat, sind immer wieder von den Zeitumständen mitbestimmt worden. Die nach dem Zweiten Weltkrieg neu gezogenen politischen Grenzen schnitten tief in gewachsene kulturelle Traditionen ein. Frankfurt an der Oder, Kleists Geburtsstadt, geriet in eine extreme Randlage, die deutsch-polnische Grenze teilt jetzt sogar die Stadt selber. Einen autorbezogenen archivalischen oder bibliothekarischen Fundus hat es dort nie gegeben. Er existierte früher einmal in Berlin. Auch diese Stadt aber wurde geteilt, und den von Bibliothekaren im Laufe eines guten Jahrhunderts sorgsam gesammelten künstlichen Kleist-Nachlass hatte man beim Einsetzen des Bombenkrieges zusammen mit dem Handschriftenbestand der Preussischen Staatsbibliothek nach Schlesien, Schloss Fürstenstein bei Liebichau im Kreis Waldenburg, ausgelagert. Glückliche Umstände gestatteten polnischen Bibliothekaren, die mehr als 500 Kisten, «das geistige Tagebuch der Deutschen» hat man ihren Inhalt genannt, dem möglichen Zugriff der Roten Armee zu entziehen, indem man den Schatz von einer Zwischenstation, der Klosterkirche Grüssau, nach Krakau in die Bibliothek der Jagiellonen Universität brachte. Dort wurde, nach dem Vorgang der Mozart-Philologie, 1981 bei der Suche nach den Kleist-Handschriften auch der Gesamtbestand wiederentdeckt und ist seither zugänglich.

II. Lebensphasen

Einer Lebensbeschreibung Kleists stehen zahlreiche Hindernisse entgegen. Nicht alleine schierer Mangel an Zeugnissen und Dokumenten, sondern auch ihre ungleiche Streuung werfen kaum zu lösende Probleme auf. Über lange Zeitstrecken, bisweilen ganze Jahre, sind keine Nachrichten vorhanden. Gelegentlich drängen sich dann die Einzelheiten geradezu, weisen jedoch keinen Zusammenhang auf. In der Lebenszeit Kleists, er hat seinen 34. Geburtstag noch erreicht, macht seine Schriftstellerexistenz gerade einmal ein Jahrzehnt aus. Fülle und Vielfalt des Geschehenen bleiben vor diesem Hintergrund unbegreiflich. In der Musikgeschichtsschreibung ist schon vor Jahrzehnten die Frage aufgekomen, welchen Sinn die Biographie hat. Carl Dahlhaus hat sie 1974 zugespitzt: «Wozu noch Biographien?» Zwar stellt sich für die Dichtung die Frage anders, ihr Recht aber hat sie dort gleichfalls. Wer es riskiert, einen Lebensumriss Kleists zu zeichnen, muss sich hüten, Selbstaussagen als Dokumente zu behandeln. Es sind vielfach Wünsche und Vorsätze.

Dem Jahrzehnt der Dichtung (1801–1811) gingen für Kleist voraus drei Semester Universitätsstudium und sieben Jahre Militär. Über die eigentliche Kindheit lässt sich kaum das Nötigste sagen, so dass nach heutiger Einsicht die Entwicklung der Persönlichkeit weitgehend aus dem Spiel bleiben muss. Nur größere Phasen seien vorsichtig skizziert. – Es ist ein Omen für die Verwirrnisse der Überlieferung, dass schon über den Tag der Geburt dieses Dichters Unsicherheit herrscht. Kirchenbuch und Taufzeugnis nennen den 18. Oktober 1777, aber ein Satz in Kleists Brief aus Würzburg vom 10. Oktober 1800 lässt sich wie eine Korrektur dazu ansehen: «Ja, mein Geburtstag ist heute [...]» Die Wortfolge, die Endstellung von «heute», ist ungewöhnlich, normal wäre «heute ist mein Geburtstag». Das ließe sich auch als Bekenntnis zu einer neuen, der wahren Bestimmung auffas-

sen. Nach einem doppelten, spirituellen Wortsinn bleibt bei aus pietistischer Prägung Hervorgegangenen beständig zu fragen. Kleists Brief vom 10. Oktober 1801 aus Paris enthält denn auch eine Aussage in diesem Sinne. Die Wissenschaften habe er «ganz aufgegeben», schreibt er da seiner Braut. «Ich habe mir, da ich unter den Menschen in dieser Stadt so wenig für mein Bedürfnis finde, in einsamer Stunde (denn ich gehe wenig aus) ein Ideal ausgearbeitet; [...]» Das möchte man auf die Skizze *Die Familie Thierrez* zu Kleists erstem Großwerk, dem Drama *Die Familie Ghonorez / Schroffenstein*, beziehen.

Nur noch ein oder zwei weitere Familien haben Brandenburg-Preußen so viele Offiziere gestellt, wie die Kleistsche, bis zu den Spitzen der Generalität, oftmals hoch dekoriert, über Jahrhunderte hin. «Familie» als Struktur liegt fast allen Dichtungen Kleists zum Grunde, vielfach in auffällig gestörter oder zerstörter Form; unter den tragenden Denkfiguren dieses Dichters gebührt der Familie vornehmster Rang, ähnlich wie Natur, Eigentum, Krieg. Zu Lebzeiten Kleists dienten mehr als 50 Namensträger in der preußischen Armee. Wohlgemerkt: Das waren nicht einfache Soldaten, es waren gleichsam von Natur Offiziere. Das galt auch beim Dienstantritt des «Gefreiter-Korporals» Kleist 1793, mit einem etwas zu modernen Begriff ein «Offiziersanwärter». Ein solcher war etwas grundsätzlich anderes als ein «Gemeiner». In bevölkerungsstatistischen Angaben der Zeit werden so gut wie immer neben den Einwohnern die «Militärpersonen» gesondert aufgeführt. Das damalige Preußen hatte stets zwei Hauptstädte, Potsdam und Berlin. (Eine klassische Quelle: Friedrich Nicolais *Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam*.)

Wenn man auf seinen Vater und dessen beide Ehefrauen blickt, hatte Heinrich von Kleist unter seinen unmittelbaren Vorfahren insgesamt drei Kriegersippen von altem Adel. Das bedeutete feste, ausschließende Eingebundenheit in dieses soziale Segment. Sich davon, in Worten Achims von Arnim «aus der alten Preußischen Mondirung», zu lösen, war kaum möglich. Der Vater, Joachim Friedrich von Kleist, hatte mit seiner ersten Frau, der sehr jung, mit neunzehn Jahren verstorbenen Caroline

von Wulffen, zwei Töchter, eine davon war Ulrike, die dem Dichter am nächsten stehende familiäre Bezugsperson, in Abstützung wie Abhängigkeit. Ein Freund hat sie als «pyladisch» bezeichnet. Der zweiten Ehe, mit Juliane Ulrike von Pannwitz, die 1793 starb, entstammten drei Töchter und die beiden Söhne Heinrich und Leopold.

Joachim Friedrich war keine angepasste Karrierenatur. Karl Friedrich von dem Knesebeck, nachmals Generalfeldmarschall, erzählt in seinen Memoiren, ein eben ernannter Berichterstatter habe dem König bei der Berliner Heeresrevue 1782 unrichtig Mitteilung gemacht über die zwei Majore des Regiments, einer von ihnen war Joachim Friedrich von Kleist, worauf der König entschieden habe, diese «avancieren nicht zu Obrist-Lieutenants, weil sie sich nicht auf den Dienst appliciren». Der dienstälteste Major des Regiments sei Kleist jedoch geblieben, nur der Chef, Generalmajor Prinz Leopold von Braunschweig, und der Oberstleutnant von St. Julien rangierten vor ihm. Nach besagter Berliner Revue schrieb Kleists Vater dem König: «Euer Majestät sind Herr über mein Leben, aber nicht über meine Ehre. Ersteres habe ich nicht verwirkt, letztere ist gekränkt. Ich ersuche daher E.M. allerunterthänigst um meinen Abschied, empfehle der Vorsehung mich und die Meinigen und ersterbe EKM.» Der König hat Kleist mündlich gebeten, er möge im Dienst bleiben.

Der König tat gut daran, sich gegenüber einem Kleist zurückzuhalten. Einer der markantesten aus der Familie war Gottfried Arndt von Kleist, 1762 Generalmajor, erfolgreicher Chef eines Freiregiments. Übrigens der einzige Kleist, der in Berlin eine Art Denkmal erhielt, in der Sockelzone des Rauchschen Friedrich-Denkmal's Unter den Linden. Die Freiregimenter, beim Hubertusburger Frieden 1763 aufgelöst, hießen in der Sprache der Zeit Partisanen, was Literaturhistoriker unserer Tage, verleitet von der scharfsinnigen Schrift Carl Schmitts *Theorie des Partisanen*, gelegentlich ins Schleudern gebracht hat. Friedrich Wilhelm von Kleist hatte seinem Bruder Arndt 10 000 Taler geliehen, damit dieser sein Regiment bilden konnte. Dass er sie nach dem Friedensschluss zurückerbat, empörte Friedrich II. Die

Kleists sind durch Lessing in dessen *Minna von Barnhelm* gelangt. Dass Friedrich Wilhelm von Kleist das Stück bei seiner Silberhochzeit aufführen ließ, kann dem König das Herz nicht erwärmt haben.

Kleists Kindheit fand ihr Ende, als er 1793 in die Armee eintrat, in ein bemerkenswert teures Regiment, die Garde zu Fuß (Nr. 15), 3. Bataillon. Solcher Ehrgeiz verlangte von der Familie Opfer. Voran ging privater Unterricht. Zu den Merkzeichen Kleists als Person gehört religiös grundierte Erziehung durch seinen Hauslehrer Christian Ernst Martini. Der brandenburgische Adel war vom Pietismus geprägt. Kleists nachmalige Braut, Wilhelmine von Zenge, wurde dem Unterricht eines führenden Frankfurter Geistlichen, Ernst Heinrich Ahleemann, der theologisch-pädagogische Schriften publizierte, anvertraut. Der sprachliche wie literarische Unterricht Kleists bei Samuel-Henri Catel in der Berliner französischen Kolonie ist nach Inhalt, Datum und Dauer nicht bestimmbar. Catel rechnete zur Berliner Intelligenzschicht, er schrieb später für die *Vossische Zeitung*. Die Resultate der Übung in Stil und Lektüre sind nicht eindeutig. Kleists Briefprosa war anfangs grammatisch nicht sattelfest, und noch Jahre nach entsprechendem Unterricht in der Potsdamer Garnisonszeit blieb er in Casusfragen unsicher.

Zwei andere, bisher nicht beachtete Catels können für Kleist Bedeutung gehabt haben. Er hat 1801 in Dresden, auf der Parisreise mit seiner Schwester Ulrike, ernstlich erwogen, sich der bildenden Kunst zu widmen. Als Beispiele können ihm Samuel-Henri Catels Neffen, beide seines Alters, vor Augen gestanden haben, der Architekt Ludwig Catel (geb. 1776), Erfinder des Stuckmosaiks, und der Maler Franz Ludwig Catel (geb. 1778), der es in Italien zu beträchtlichem Ansehen brachte – noch 2007 hat man ihm in Rom eine Ausstellung gewidmet.

Im Rheinfeldzug während des 1. Koalitionskrieges geriet die Garde mehrfach an den Feind. Zwei Jahre stand Kleist im Kriege, von März 1793 bis März 1795. Dann folgten noch vier Jahre Garnisonsdienst – dies die nach seiner Aussage verlorenen Jahre seines Lebens, eine Äußerung indes aus einer Zeit ohne Berufs- oder Lebensziel. Der Literaturhistoriker wird diese Wer-

tung nicht übernehmen. Kleist wurde ein Kriegsdichter *par excellence*, nur wenige seiner Dichtungen kommen ohne im weitesten Sinne kriegerische, jedenfalls kämpferische Auseinandersetzungen aus. Auch die verschiedenen Formen des Rechtsstreits hat Kleist dem angeglichen. Doch über das, was er im Kriege selber gesehen, erlebt hat, lesen wir bei ihm nichts. Die Kriege in seiner Dichtung sind von ihm erdachte.

Die Beendigung der militärischen Karriere Kleists (1799) lässt sich nicht einsinnig erklären. Im Übergang eines Offiziers in den Zivildienst lag an sich nichts Ungewöhnliches, zumal wenn es bei einem inländischen «Dienst» blieb. Kleists Entschluss kann weitgreifend gedeutet werden, als generationstypisch vor dem Hintergrund des sozialen Militarismus (Vierhaus KJb 1980). Kleists Selbstdeutung lief auf Erfüllung seiner ganz persönlichen Bestimmung hinaus, die er vielleicht noch nicht konkret benennen konnte oder wollte. Ständegrenzen wurden von Kleists Schritt nicht berührt, ein Sicheinfügen ins Bürgerliche kam ihm nie in den Sinn. Die Ziele, die er für seine Entschlüsse angibt, sind von eigenartiger Unbestimmtheit, so in seinem von Zweifel und Skepsis geprägten Brief an Wilhelmine von Zenge vom 15. August 1801.

Kleists Studium, die kürzeste seiner Lebensphasen, wurde von der Forschung mit Bedeutsamkeit wohl überfrachtet. Einen Einblick bietet nur das letzte seiner drei Frankfurter Semester, und zwar weil Kleist die Namen der Dozenten, denen er Kollegelder schuldete, in einem Brief (26. August 1800) nennt. Wen und was er sonst gehört hat, in den ersten beiden Semestern, lässt sich nicht ermitteln. Der Studiosus Kleist hätte schwerlich die Möglichkeit gehabt, unter den Dozenten eine begründete Auswahl zu treffen. Er studierte mit all der relativen Buntheit in der Wahl seiner Kollegs, wie das damals üblich war. Für die literarisch Interessierten der Zeit war das Jurastudium das Normalstudium schlechthin. Kleist hat die Anspruchsvollsten in der Dozentenschaft vielleicht gemieden. Jedenfalls zollt er übermäßiges Lob dem in Materien wie Methoden unzuverlässigsten, aber aufs Publikum am meisten wirkenden der Dozenten, Christian Ernst Wünsch. Goethe hat sich zu wiederholten Malen, in

Vers wie Prosa, über den «wunderlichen Wunsch» mokiert (Meinel KJb 1996).

Nun hat Kleist die Universität Frankfurt/Oder als seine Alma mater nicht geradezu gewählt. Noch vor Aufnahme seines Studiums plant er, «nach Göttingen zu gehen, um mich dort der höheren Theologie, der Mathematik, Philosophie und Physik zu widmen» (an Martini, 19. März 1799). Kleists Bemerkungen zu universitären Verhältnissen sind mit Vorsicht zu beurteilen. Vergleiche hatte er keine, und diese ganze Welt war nicht nur neu für ihn, sie blieb ihm auch fremd. Die Universität Frankfurt war die älteste Brandenburgs. Sie pflegte aber keinen Austausch mit anderen Hochschulen, den Anschluss an jüngere Kommunikationsformen, etwa im wissenschaftlichen Zeitschriftenwesen, hat sie nicht mehr erreicht. In ihrem ganzen Zuschnitt ließe sie sich vielleicht mit Rinteln, Helmstedt, Duisburg, Dillingen vergleichen.

Die von der Oder geteilte Stadt – die östlich gelegene Dammvorstadt ist heute polnisch (Ślubice) – hatte zu Kleists Zeit gut 8000 Einwohner, hinzu kamen etwa 2100 Soldaten. Garnisonsstadt war Frankfurt seit 1791. Ein Soldatenkind hatte keine «Vaterstadt» oder sonst emotional gefärbte Heimat. Kleist zählte zu den Militärpersonen, und die führten ihr Eigenleben. Das Denkmal Ewalds von Kleist, der 1759 an seinen in der Schlacht von Kunersdorf erhaltenen Wunden gestorben war, konnte für Heinrich von Kleist kein Wegzeichen gewesen sein. Dass er bereits während seiner Studienzzeit die Absicht gehegt hätte, ein Dichter im Sinne seiner Epoche zu werden, ließe sich nicht erweisen. (Hierzu Kap. III: «Schreibereien».)

Kleists «Entschluß, den Abschied zu nehmen, um mich den Wissenschaften zu widmen» (an Martini, 19. März 1799), eine zweifellos vage Formulierung, musste gegen eine Vielzahl von «Einwürfe[n]» der Familie durchgesetzt werden. Diesen Kontrahenten ist Kleists Vormund, der Syndikus George David Friedrich Dames, zuzurechnen. Der Brief an Martini ist überwiegend dialogisch formuliert, in Fragen und Antworten, und gleichsam auf dem Kothurn, in gewählterer Sprache, als es die Sache erforderte. Mehr als zwei Jahre benötigt Kleist, um zur

Schriftstellerexistenz durchzustößen oder auch nur darüber zu sprechen. Hinzu kam ein selbstgeschaffenes weiteres Problem: Im Frühjahr 1800 verlobte er sich mit Wilhelmine von Zenge, Tochter des Garnisonschefs, nachmals Ehefrau des Philosophen Wilhelm Traugott Krug, der in Königsberg zum Nachfolger Kants berufen wurde. Die warmherzige, aufrichtige junge Frau ist im – rein literarischen – Spiegel der Briefe Kleists, in denen ihr beständig abstrakte Rollen vorgezeichnet werden, kaum zu erkennen. Dieser Spiegel zeigt einzig einen künftigen Pater familias, der eine Mutter seiner Kinder zu formen sucht.

Die Verlobung wirkte als eine eigenartige Fessel. Kleist befreite sich von ihr in mehreren Schritten. Er unternahm zunächst eine bis heute gänzlich rätselhaft gebliebene dreimonatige Reise zusammen mit seinem Gefährten Ludwig von Brockes, die nach Würzburg führte. Was er über die Stadt berichtet, ist mit zeitgenössischen Beschreibungen nicht recht in Einklang zu bringen. – Ab September 1800 enthalten seine Briefe (so gut wie alle an Wilhelmine) eine lange Reihe von Variationen über Fluss- und Strombilder, die dem Umgehen oder Durchbrechen eines entscheidenden Hindernisses gelten. Auf das Vertrauen in die eigene Sendung spielt Kleist am 20. August 1800 mit einer Wendung aus Plutarchs *Caesar* an: «Denke, Du wärest in das Schiff meines Glückes gestiegen [...]». Mit dem 11. September 1800 setzt eine Kette von Andeutungen ein: «Ich denke diese Papiere einst für mich zu nützen.» Absurde Wartefristen, fünf Jahre, einmal auch zehn, mutet er seiner Briefpartnerin zu, bis sie begreifen werde, wie seine Andeutungen gemeint seien. Von Ulrike erbittet er Geld, Vorschüsse auf sein Erbe, und stellt die Stadt und ein Amt oder auch den Hof auf der einen Seite dem «freundlichen Thal», einer Hütte, den Wissenschaften, der Liebe auf der anderen einander gegenüber. Wie ein Basso ostinato durchzieht seine Briefe die Ablehnung eines jeglichen «Amtes». Ab 3. Dezember 1800 nimmt er hospitierend für etwa ein Vierteljahr an den Sitzungen der Technischen Deputation teil. Schon vorher, am 13. November, hatte er sich festgelegt: «Ich will kein Amt nehmen.» «Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, seltnere Fähigkeiten, meine ich [...]. Da stünde mir nun für die

Zukunft das ganze schriftstellerische Fach offen.» Der Konjunktiv weist auf Unbestimmtheit des Ziels: Die junge Dame in Frankfurt hätte Grund gehabt, das Verlöbnis zu lösen. Ihrer bewundernswürdig nachgiebigen Geduld muss Kleist, um den Widerstand ihrer Sanftmut zu brechen, andere Mittel in Steigerung entgegensetzen.

In der Nachschrift zu einem Brief (23. März 1801) verklausuriert Kleist, «wenn Du es mir erlaubst», würde er nach Frankreich reisen. Mit «Reise» ist eine bildende gemeint, in Anlehnung an die Kavaliersreise alten Stils. Wilhelmine widerspricht nicht, Kleist muss stärkere Argumente aufbringen. Er hatte einen Zusammenbruch seines vom Palingenesie-Gedanken geprägten Weltbildes der Jugendzeit beklagt, unter dem Einfluss der «neueren sogenannten Kantischen Philosophie». Als auch das nichts hilft, lädt er Wilhelmine ein, mit ihm in der Schweiz ein kleines Gut zu führen: Die Generalstochter in einem landwirtschaftlichen Betrieb. Damit hat Kleist ihr selbst, und das schwerlich ohne Absicht, einen schlagenden Grund an die Hand gegeben, ihn um Rückkehr zu bitten. Er löst das Verlöbnis und kann oder muss von nun an sein Leben als ein Irrstern führen, der fast nur noch in dem existiert, was er schreibt.

Künstler in der Rolle von Wanderern sind keine Seltenheit. Für Mozart hat man errechnet, dass er mehr als die Hälfte seiner Jugend auf Reisen verbracht hat. Für Kleist wäre die Berechnung nicht möglich, zwar war er beständig unterwegs, doch ohne örtliche Fixierung. 1802 wählt Kleist die Insel bei Thun für seinen Aufenthalt. Nach Weimar, Oßmannstedt, Leipzig treiben ihn dann alleine seine schriftstellerischen Vorhaben. Als familiärer Druck ihn Anstellungen in Madrid, später in Franken, schließlich in Königsberg erwägen lässt, widerstrebt er hartnäckig, ja bittflehend und klagt, man wolle ihn «verbanen» (an Ulrike, 27. Juni und 11. August 1804). Seine Anstellung auf Probe, 1805 auf 1806 in Königsberg, mehrfach durch Unwohlsein und Beurlaubungen unterbrochen, beendet Kleist am 10. Juli 1806 durch direkte Bitte um Entlassung. In dieser Zeit nähert er sich dem Gedanken eines Volkskrieges (an Rühle, Dezember 1805), wie ihn Scharnhorst und Gneisenau später

verfolgten. Es lässt sich nicht leugnen: Kleist will ausschließlich zweckfrei, ungebunden existieren, denn er will schreiben. Am anschaulichsten vielleicht seine Kriegsgefangenschaft, nach seiner Verhaftung im Januar 1807 in Berlin. Es herrschte eisiger Winter um die Vaubansche Festung Château de Joux im französischen Jura. Die bedrückenden Verliese dieses um 1690 modernisierten Riesenbaus, mit fünffachem Befestigungsring, vergleichbar der Bastille, lassen kaum Tageslicht ein. In welcher Zelle Kleist einsaß, ist nicht bekannt. Wie Kleist an den Vorzug zumindest einer Kerze zum Lesen und Schreiben gelangte, weiß man nicht, das ging auf den vermutbaren Rang des einzelnen Gefangenen zurück. Doch Kleist bleibt entwaffnend ungerührt. Er scheint damit zufrieden, dass niemand ihm die Zeit zum Dichten stiehlt: «Die ganze Veränderung mindestens, die *ich* dadurch erleide, besteht darin, daß ich nunmehr in Joux, statt in Dresden oder Weimar dichte; und wenn es nur *gute Verse* sind, was gilt das Uebrige?» (an Wieland, 10. März 1807)

Zweimal hielt sich Kleist als freier Schriftsteller für längere Zeit an festem Ort auf, in Dresden von August 1807 bis April 1809 und schließlich in Berlin ab Februar 1810 bis zu seinem Tod. In Dresden brachte er wie ein Vulkan das, was er geschrieben hatte und schrieb, an den Tag. Im Grunde ist Dresden die Heimat des Dichters Kleist. Das gilt für gut anderthalb Jahre.

Ab 1809 ist die Möglichkeit kaum noch gegeben, einander ablösende «Phasen» in Kleists Leben dingfest zu machen. Vom Frühjahr 1809 an ist auf neun Monate kaum eine Spur von ihm zu finden. Es wird vermutet, er habe sich, etwa als Kurier, an geheimen Kriegsvorbereitungen beteiligt. Das lässt sich nur sagen, weil es glaubhaftere Nachrichten über ihn nicht gibt. Die vorhandenen Andeutungen haben nicht den Charakter von Beweisen. Von Dichtung, im engeren Wortsinn jedenfalls, kann schwerlich die Rede sein, dafür fehlten Muße und Gelegenheit, vor allem wenn die Kurier-Hypothese zuträfe.

Kleists letztes Lebensjahr wirkt zerfahren (s. Kap. VII). Er unternimmt Versuche als Zeitungsschreiber, bietet an, die Redaktion des *Kurmärkischen Amtsblatts* zu übernehmen, er strebt sogar zum Militär zurück. Es entsteht erzählerische Prosa von

höchstem Rang, gleichwohl spricht die Tatsache, dass das Schauspiel *Prinz Friedrich von Homburg* erst nach anderthalb Jahren fertig ist, nicht dafür, dass Kleist, wie es in Dresden der Fall war, ernstlich zum Schreiben gelangte. – Vor allem darf die tiefe allgemeine politisch-militärische Depression, die in Preußen herrschte, nicht vergessen werden: Als Kleist aus dem Leben schied, quittierten drei Dutzend Offiziere, darunter einer der Engagiertesten, Carl von Clausewitz, den preußischen Dienst. Clausewitz trat in den Russlands ein. Gänzlich fremd sind beide Entschlüsse voneinander nicht, eine Parallele, die Peter Paret gezogen hat (1982).

[...]